

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 50 (1970-1971)
Heft: 3

Buchbesprechung: Bücher

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bücher

«STRATEGIE DES GLEICHGEWICHTS»

Eine Buchbesprechung widerspiegelt die Ansicht eines einzelnen Lesers. Man kann mit ihr einverstanden sein oder auch nicht. Sie erhebt keinen Anspruch auf ein objektives Werturteil. Der Verfasser des hier vorgestellten Buches, *Helmut Schmidt*, ist zur Zeit Verteidigungsminister der Bundesrepublik Deutschland. Es ist sozialdemokratischer Politiker und ein überzeugter Demokrat. Möglicherweise wäre er als Aussenminister noch mehr in der Lage, seine überdurchschnittlichen Fähigkeiten in den Dienst seines Landes zu stellen.

Wenn im Nachstehenden auch Kritik zum Worte kommt, soll dies den Qualitäten des Verfassers keinen Abbruch tun. Kein unvoreingenommener Leser wird diese bestreiten.

Ein Werk kennzeichnet stets den Verfasser. Schmidt ist für den Leser: Sozialdemokrat, klug, kombattant, selbstsicher und zugleich versöhnlich; hat umfangreiche und sachliche Kenntnisse auf allen Gebieten der Aussenpolitik Deutschlands und dürfte bei persönlichem Kontakt ein sehr sympathischer Mensch sein. Er schreibt (S.16): «In diesem Buch wird Strategie verstanden als ein Komplex von teils gleichzeitigen, teils einander folgenden politischen Entscheidungen, die insgesamt das gesetzte politische Ziel mittels eines zusammenhängenden Planes verfolgen; dabei richtet sich der Plan auf die Beziehungen zwischen verschiedenen Staaten und kalkuliert deren Verhalten und seine Faktoren im Vorwege ein. So verstanden, liegt Strategie auf einer höheren Ebene als ‹die Lehre vom Gebrauch der Gefechte zum Zwecke des Krieges›¹ (Clausewitz).»

Damit ist schon gesagt, dass es sich um ein politisches Buch handelt.

Die militärischen Platituden, die in den Kapiteln 2 und 3 über das atomare Patt, Eskalation, De-Eskalation, Wert der konventionellen Streitkräfte usw. breitgeschlagen werden, dürften keinem Militär neue Horizonte öffnen. Es sind militärische Modeströmungen, die so lange ihren Wert behalten, als es um die gegenseitige Abschreckung oder um Randkriege geht. Im Zeitpunkt des Ingangkommens eines bewaffneten Konfliktes um vitale Interessen der Weltmächte dürfte die praktische Bedeutung dieser von Theoretikern erfundenen Begriffe gering sein. Die Geschichte seit dem Altertum zeigt, dass wirklich lebenswichtige Konflikte mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln ausgetragen werden. Die Passion beherrscht den Krieg, der Verstand nur selten. Die Politik befindet sich dann im Schlepptau der Ereignisse, sonst wären in neuester Zeit der Erste und der Zweite Weltkrieg politisch nicht so kläglich zu Ende gegangen.

Das tut dem Buch aber keinen Abbruch. Das wesentliche Anliegen des Verfassers liegt im Suchen nach einer tragbaren Lösung für die Wiedervereinigung Deutschlands. Dieser ist der massgebliche Teil seiner Überlegungen gewidmet. Schmidt untersucht in ausserordentlich scharfsinniger Weise deren weltpolitische und europäische Voraussetzungen. Sein unausgesprochener Schluss: Niemand will sie ernsthaft. Denn den Weltmächten und allen Umliegern ist vor allem an der Aufrechterhaltung des gegenwärtigen Gleichgewichtes gelegen. Ein deutscher Fünfund-

siebzig-Millionen-Staat im Herzen Europas könnte (aber muss nicht!) dieses stören. – Ich wäre versucht, einen Schritt weiterzugehen: Auch bei den Deutschen ist der Wille zur Wiedervereinigung, zumal für den ausländischen Freund, zweifelhaft geworden. Wer will in der Bundesrepublik, sogar wenn alle Umlieger einverstanden wären, die zur Wiedervereinigung notwendigen politischen und wirtschaftlichen Opfer tragen? Und wer von der jüngeren Generation in der DDR? Gewiss, manche. Aber vergisst man nicht hin und wieder, dass die Gründung des deutschen Nationalstaates 1870 durch Preussen massgeblich beeinflusst wurde. Die evangelischen Preussen, die in ihrer ganzen Geschichte und vor allem in den letzten 37 Jahren praktisch nur autoritäre Regime in verschiedenen Formen kennen gelernt haben, dürften, je erfolgreicher die DDR ist, sich in zunehmendem Mass von den staatspolitischen Auffassungen der Süddeutschen, Rheinländer, Westfalen und Hannoveraner entfernen. Wer aber will die Erfolge der DDR bestreiten? War der deutsche Nationalstaat, der heute 100 Jahre alt wäre, nicht auf dem Erfolg Preussens gegründet? – Dass die Wiedervereinigung zu Recht ein Anliegen des Herzens sein kann, ist unbestreitbar. Es berührt sympathisch, dass, trotz aller Zweifel an einer kurzfristigen Lösung, ein massgebender deutscher Politiker auf diese Wiedervereinigung hofft und sie herbeizuführen versucht. Wir tun es auch. Doch, Bundeskanzler Adenauer sah die Dinge auch klar: soll man nicht retten, was zu retten ist? Ohne Adenauer gäbe es heute kaum einen Verteidigungsminister der BRD, oder hat man das vergessen?

Unter vielen anderem ist auch das 9. Kapitel über die Bundeswehr ausserordentlich lesenswert. – Manches stimmt nicht, wenn in einem Staat, der die allgemeine Wehrpflicht als Grundsatz anerkennt, nur 41 Prozent der Gemusterten zum Wehrdienst eingezogen werden (S.269). Doch trotz allen Schwierigkeiten hat die deutsche Bundeswehr eine Anzahl sehr guter Seiten. Kader und Mannschaften sind Soldaten. Die technische Ausbildung ist

besser als in allen westeuropäischen Armeen (inklusive die USA). Das Material ist im ganzen hervorragend. Warum scheut man sich zu sagen, dass die Bundeswehr an zwei Übeln krankt, die mit Papierkrieg (den wir auch haben) und mit Organisations- oder Beschaffungsschwierigkeiten (die uns auch nicht unbekannt sind), nichts zu tun haben. Meiner Meinung nach handelt es sich vor allem einmal um den Umstand, dass man unten nicht weiss, wofür man eigentlich nötigenfalls das Leben lassen sollte: Denn für den Soldaten ist die Nato kein Begriff, und niemand sagt ihm klipp und klar, dass er dazu da sei, Deutschland zu verteidigen. Unter den Generälen hegt man, mit wenigen Ausnahmen, die ich nicht nennen möchte, Befürchtungen vor dem Einfluss der Politik im eigenen Bereich und macht in falsch verstandener Demokratie. Eine Armee ist nun einmal nicht demokratisch. – Wenn der Verfasser auf S.277ff. von Soldaten schreibt: «... da doch offensichtlich sein Land und seine Bundeswehr einen Krieg kaum überstehen könnten...», so ist das meines Erachtens eine grundsätzlich falsche Einstellung. Wie ein Krieg, auch ein Atomkrieg, ausgeht, weiss man nie. Die Serben und Belgier 1914–1918 und die Franzosen, Jugoslawen, Griechen, Norweger, Belgier, Holländer, Dänen 1940–1945 hatten den Krieg verloren und haben ihn doch gewonnen. Die Gegenüberstellung der im Augenblick vorhandenen Machtmittel ist für den Kriegsausgang kein Kriterium, sonst würde auch Israel nicht mehr bestehen. Das Abzählen der Raketen, Flugzeuge, Flotten und Divisionen mag für die Ausgangslage und die Abschreckung Bedeutung haben, kaum für mehr. Leider ist die oben zitierte Auffassung in der Bundesrepublik sehr verbreitet, was begreiflich ist, aber nichts Gutes verheisst.

Auch das letzte Kapitel über «Fortschritt statt Stagnation», das sich mit aktuellen und Zukunftsproblemen Deutschlands befasst, wird den Leser gefangen halten. Es sind auch unsere Probleme: Jugend, Bildungsmöglichkeiten, Mit-

spracherecht der Mitarbeiter, Entwicklung der Demokratie. Es ist zu hoffen, dass nicht nur in der Bundesrepublik, sondern auch bei uns sich eine vernünftige Lösung finden lässt, ohne dass später vor allem Ausländer die Arbeiten verrichten, die die «Gebildeten» und «Mitspracheberechtigten» nicht mehr tun wollen.

Wer in aktuelles, politisches deutsches Gedankengut, frei von Schemata, ein-

dringen will, dem ist das Buch Helmut Schmidts eine Bereicherung. Viele Deutsche denken so. Wenige vermögen es in gleicher Weise zu formulieren. Das Werk, verdient, ungeachtet einiger Vorbehalte, ehrliche Anerkennung.

Georg Züblin

¹ Helmut Schmidt, *Strategie des Gleichgewichts*, Seewald-Verlag, Stuttgart.

BLICK IN WIRTSCHAFTSZEITSCHRIFTEN

Konjunkturprognosen

Die Konjunkturpolitik steht wie kaum eine wirtschaftliche Disziplin im Interesse und Spannungsfeld der praktischen Politik, und zwar gilt das besondere Interesse der Unternehmungen der *künftigen* konjunkturrellen Entwicklung, an der sich das einzelbetriebliche Verhalten zu orientieren hat. Jede Unternehmung von einiger Grösse hat sich Vorstellungen darüber zu erarbeiten, *wie* sich die konjunkturelle Entwicklung in der Zukunft, im nächsten halben Jahr, in den bevorstehenden zwölf Monaten oder im Rahmen einer mittelfristigen Betrachtungsweise verhalten wird, damit sie ihre Entscheidungen – seien sie arbeitsmarktpolitischer, investitionspolitischer oder etwa verkaufspolitischer Natur – in Kenntnis der für sie relevanten marktwirtschaftlichen Faktoren treffen kann. In diesem Sinne ist auf eine *Orientierungshilfe* von hohem Wert hinzuweisen, die zwar nicht mehr in den engen Bereich der eigentlichen Wirtschaftszeitschriften fällt, sondern eine Dokumentation von eigener Prägung bietet. Es handelt sich um «*Die Weltwirtschaft*», eine Veröffentlichung des Instituts für Weltwirtschaft an der Universität Kiel, die zweimal im Jahr, nämlich Mitte und Ende des Jahres, abgeschlossen wird, unter der Ägide des bekannten Nationalökonom Prof. *Herbert Giersch* heraus-

gegeben wird und im Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen, erscheint.

Der thematische Bogen dieser Publikation ist sehr weit gespannt; er umfasst neben einzelnen, sehr detaillierten Länderberichten auch eine Reihe von *Sonderstudien* über verschiedene, konjunkturrelevante Themen, so etwa über die internationale Währungspolitik, über die Zahlungsbilanzungleichgewichte, über die Zinspolitik, über die Steuerpolitik, über den Welt- handel usw. Diese Hefte liefern Informationen von hohem Wert, die wichtige Koordinaten im Diagramm der konjunkturrellen Entwicklung fixieren. Die Hefte sind im übrigen mit einem sehr umfangreichen statistischen Material angereichert.

Konjunkturprognose wird auch im «*Wirtschaftsdienst*» (Nr. 3, März 1970) geboten, in dem Dr. *Bernhard Molitor*, Brüssel, die «*Konjunkturaussichten in der EWG für 1970*» analysiert. Der Verfasser kommt dabei zum Schluss, dass sich ganz generell eine Verlangsamung der Expansion abzeichnet, die zwar nicht auf eine ungenügende Nachfrage, sondern primär auf ein Nachlassen der Angebotselastizitäten infolge der Entstehung spürbarer Produktionsengpässe, grossen Arbeitskräfte- mangels und deutlich verringelter Produktivitätsreserven zurückzuführen sei. Die inflationären Spannungen dürften deshalb nach Ansicht des Autors auch 1970 anhal-

ten. Die Hauptgefahr bestehe nun darin, dass die Gemeinschaft die Preisentwicklung noch nicht genügend in den Griff bekommen habe, wenn die von der Weltkonjunktur ausgehenden bremsenden Effekte auch in der Gemeinschaft stärker spürbar werden.

Finanzpolitik im Zwielicht

Im letzten Heft der erwähnten «*Weltwirtschaft*» (Nr. 2, 1969) untersuchen *Karl Heinz Franck* und *Günter Hagemann* den Einfluss der *Fiskalpolitik* auf die Konjunkturstabilisierung. Es ist dies ein Thema, das noch immer kontrovers behandelt wird; insbesondere die Frage, inwieweit die Fiskalpolitik als Mittel einer Konjunkturabkühlung, einer Bremsung der Konsumausgaben, wirksam ist, begegnet unterschiedlichen Beurteilungen. Neuere Erfahrungen und Untersuchungen in den Vereinigten Staaten zeigen, dass die Konsumausgaben nach unten sehr unelastisch sind und dass sich eine fiskalpolitische Beschniedung des verfügbaren persönlichen Einkommens in erster Linie auf die Sparquote und nicht so sehr auf die Konsumptionsquote auswirkt. Anderseits ist natürlich die Fiskalpolitik für den Fall zu beurteilen, wenn die Erzeugung einer expansiven Phase zur Diskussion steht. Dabei sind aber Nebenwirkungen zu beachten, auf die die beiden Autoren hinweisen: «Die Lockerung der fiskalpolitischen Restriktionen in den Vereinigten Staaten dürften die Konjunktur stützen, aber gleichzeitig die Bekämpfung des Preisanstieges erschweren.» Eng mit der Fiskalpolitik ist sodann die Budgetpolitik verbunden, das heisst die konjunkturpolitisch motivierte Manipulierung der öffentlichen Einnahmen und Ausgaben im Blick auf eine Bremsung oder Ankurbelung der wirtschaftlichen Entwicklung. Die beiden Autoren diskutieren dieses Problem an den Beispielen der EWG-Haushalte und anhand der Budgetpolitik der USA, wobei sie auf mannigfache Aspekte hinweisen, die die Bedeutung der Fiskal- und Budgetpolitik als Instrumente der Konjunkturstabilisierung relativieren.

Zum gleichen Thema nimmt Prof. *Assar Lindbeck* von der Stockholm School of Economics in «*Kyklos*» (Vol. XXIII, 1970, Fasc. 1) Stellung. Aus seinem Aufsatz, der den Titel «*Fiscal Policy as a Tool of Economic Stabilization – Comments to an OECD-Report*» trägt, kann als generelle Erkenntnis herausgelesen werden, dass die im konkreten Fall in einem bestimmten Land vorherrschende Bedingungskonstellation in nicht geringem Masse für Erfolg oder Misserfolg verantwortlich ist. Als äusserst wichtig erachtet der Autor beispielsweise *Verzögerungen* im Entscheidungsprozess sowie mangelnde Entschiedenheit in der Politik. Das Problem des «*Timing*» entpuppt sich in der Fiskalpolitik als äusserst wichtig, hat doch die Erfahrung gelehrt, dass expansive Massnahmen in Rezessionsphasen im allgemeinen zu lange beibehalten werden, womit dem nächsten Boom ein «*fliegender Start*» ermöglicht wird.

Und endlich wäre in diesem Zusammenhang auch auf «*The Banker*» (April 1970) hinzuweisen, der verschiedene Aufsätze dem Generalthema «*Government Spending*» widmet, in denen natürlich vor allem der britische Fall dargestellt wird.

Ganz besonders schwierig wird die Budgetpolitik, wenn sie sich in einer Staatsordnung zu vollziehen hat, in der, wie etwa der *Schweiz*, die Finanzhoheiten geteilt sind (Bund, Kantone und Gemeinden), also einen ausgesprochen dezentralen Charakter tragen; es gibt in diesem Fall nicht nur eine öffentliche Hand, sondern deren Dutzende, die dann, wenn die Budgetpolitik als wirtschaftspolitisches Mittel eingesetzt werden soll, auf *ein* wirtschaftspolitisches Konzept sollten verpflichtet werden können. Dass dies für die Schweiz bisher kaum jemals gelungen ist, lehrt ebenfalls die Erfahrung. Und für die neueste wirtschaftliche Entwicklung in der Schweiz legt der Leitartikel in der «*Steuer-Revue*» (Nr. 3, März 1970) die bestehenden Diskrepanzen mit aller Deutlichkeit klar. In einer Zeit, in der die Bildung von budgetären Überschüssen oder doch zumindest ausgeglichene Rechnungen notwendig wä-

ren, weisen die Kantone bis 1970 insgesamt Fehlbeträge von rund 700 Millionen Franken aus, wobei 100 Millionen Franken auf die ordentlichen Verwaltungsrechnungen und 600 Millionen Franken auf die ausserordentlichen Verwaltungsrechnungen entfallen. Besorgnis erregt dabei vor allem die Tatsache, dass insofern ein «*Trend zum Negativen*» festzustellen ist, als etwas mehr als die Hälfte der Kantone ein schlechteres Ergebnis als im Vorjahr budgetieren. Und noch unerfreulicher wird die Finanzlage unseres Landes, so stellt die «*Steuer Revue*» fest, wenn auch die *Gemeindebudgets* mit in die Betrachtung einbezogen werden. Dann steigt nämlich das globale Defizit in einer Phase, in der Konjunkturdämpfung die Parole sein sollte, auf die erkleckliche Summe von rund einer Milliarde Franken. Hier liegt, so glaubt die «*Steuer-Revue*» nicht ganz zu Unrecht, einer der Hauptgründe für den in unserem Lande zu erwartenden Preisauftrieb.

Der Zankapfel Exportdepot

Das Exportdepot, das vom Bundesrat zur Konjunkturnormalisierung vorgeschlagen worden war, hat eine Leidensgeschichte, die bekannt sein dürfte. Der Bundesrat ist verpflichtet worden, eine «modifizierte» (lies: verwässerte) Variante auszuarbeiten. Die Opponenten brauchen offenbar ein Alibi, das auf das Motto Rücksicht nimmt: «Es muss etwas geschehen, aber es darf nichts passieren!» Ein Vorwurf, den das Exportdepot einstecken musste, lautete, damit werde Konjunkturpolitik auf dem Rücken der *wirtschaftlich Schwächeren* betrieben. Diesem Einwand tritt der Delegierte für Konjunkturfragen, Prof. *Hugo Allemann*, im «*Mitteilungsblatt des Delegierten für Konjunkturfragen*» (Nr. 1, März 1970) entgegen.

Prof. Allemann weist einmal darauf hin, dass die wirtschaftliche Stärke einer Unternehmung nicht mit der Unternehmensgrösse notwendigerweise parallel läuft. Wirtschaftliche Schwäche kann deshalb nicht mit der Kleinheit von Unter-

nehmungen gleichgesetzt werden. Andererseits ist unsere Wirtschaftsordnung – und auch unsere Wirtschaftspolitik – im Grundsatz so angelegt, dass sie dem *Starken* grössere Chancen gibt und den Schwächeren bedrängt; darin offenbart sich letztlich die Wirkung des Wettbewerbsprinzips, das einem auf die Leistungsfähigkeit abgestimmten Selektionsprinzip zum Durchbruch verhilft. «Eine gezielte Abschirmung der Schwächeren setzt zentrale staatliche Interventionskompetenzen voraus, die weder mit unserem Wirtschaftssystem noch mit unserem föderalistischen Staatsaufbau vereinbar wären.» Eine Konjunkturpolitik, die auf die sozialpolitisch begründete Tragbarkeit der «*Konjunkturopfer*» Rücksicht nehmen oder die primär auf die Verursachung der Konjunkturüberhitzung ausgerichtet werden müsste, bezeichnet Prof. Hugo Allemann sicherlich zu Recht als *unrealistisch*. Und zwar vor allem deshalb, weil es kein objektives Rechtigkeitskriterium gibt, auf das die Verteilung der Opfer abgestimmt werden könnte. Prof. Allemann weist übrigens zutreffenderweise darauf hin, dass der gleiche Einwand auch bei der Kreditpolitik erhoben werden könnte.

Entscheidend scheint bei dieser Debatte das Argument, dass dann, wenn es möglich wäre, die Dämpfungswirkung auf die wirtschaftlich Stärkeren zu beschränken, eine solche Politik mit dem wachstumspolitischen Prinzip der Erhaltung unserer internationalen Konkurrenzfähigkeit, die allein die wirtschaftliche Eigenständigkeit unseres Landes zu bewahren vermag, in Widerspruch geraten müsste. Es wäre also ein solches Vorgehen mit einer Politik der *Strukturerhaltung* gleichzusetzen, die sich global zum Nachteil des ganzen Landes auswirken müsste. Endlich darf nicht übersehen werden, dass ein Verzicht auf die Konjunkturdämpfung, also ein Laufenlassen der Inflation, ebenfalls in erster Linie die schwächeren Glieder der Wirtschaft trifft. «Und trotzdem wird von den Anhängern eines Wachstums um jeden Preis immer wieder gefragt, wer denn heute noch unter der Inflation zu leiden

habe.» Lehre und Praxis geben für einmal, so Prof. Allemann, eine klare Antwort: «Einem jeden Inflationsgewinn steht ein entsprechender Inflationsverlust gegenüber. Die gewinnende Seite dürfte bekannt sein; die verlierende Seite leidet entweder ohne es zu wissen oder aber in politischer Anonymität und Ohnmacht.»

Entwicklungshilfe – wirtschaftliches Wachstum

Mehr und mehr gewinnt das Thema einer wirtschaftlich zweckmässigeren *Entwicklungshilfe* wieder an Beachtung. Die manigfachen Fehlschläge und Enttäuschungen, die mit der Entwicklungshilfe in den vergangenen Jahren verbunden waren, scheinen langsam aber stetig zu einem *Neuüberdenken* der konzeptionellen Anlage der Entwicklungshilfe zu führen. Ein Reflex davon ist auch in den Wirtschaftszeitschriften zu verspüren. So setzt sich etwa *Austin Robinson*, ehemaliger Professor an der Universität von Cambridge, in der lesewerten britischen Zeitschrift «*The Three Banks Review*» (Nr. 85, März 1970) mit dem gigantischen Entwicklungsfall *Indien* («*Economic Progress in India*») auseinander, während der bekannte Spezialist für Entwicklungsfragen, Prof. *Wolfgang F. Stolper*, Universität von Michigan, in der «Schweizerischen Zeitschrift für Volkswirtschaft und Statistik» (Bd. 106, Nr. 1, März 1970) am gleichen «Entwicklungshilfe-Modellfall» Planungsfragen behandelt, wobei ihm als Grundlage das Buch von *Paul Streeten* und *Michael Lipton* über «*The Crisis of Indian Planning*» dient.

In einem weiteren Sinne wird dieses Thema sodann von *John B. Wodd*, Direktor des angesehenen Institute of Economic Affairs, in «*The Banker*» (März 1970) aufgegriffen. Wodd stützt sich dabei auf den Pearson-Report, der bekanntlich eine umfassende Standortbestimmung in der Entwicklungshilfe versucht, gleichzeitig aber auch eine Reihe von kritischen Ansatzpunkten bietet. Wodd rückt insbesondere den

Tatbestand in den Mittelpunkt seiner Be trachtungen, dass die bisherigen Formen der Entwicklungshilfe zahlreiche Länder in eine *Schuldenposition* gestürzt haben, die für diese Staaten zu einer drückenden Last geworden ist. Das Komitee, das den Pearson-Report verfasst hat, habe sich zu wenig Rechenschaft gegeben, dass offizielle Hilfe nicht allein eine monetäre Angelegenheit sei, sondern dass vielmehr die *Verwendung*, der Einsatz der Mittel, als entscheidend ins Zentrum gerückt werden müsse. In der gleichen Ausgabe des «*Banker*» sekundiert *Richard Baily* diese Kritik («Who gains from it?»), indem er das sogenannte Ein-Prozent-Ziel (Reservierung von einem Prozent des Nationaleinkommens der Industrieländer für Entwicklungshilfe), das erstmals an der UNCTAD-Tagung vom Jahre 1964 aufgestellt und in der Folge immer wieder propagiert wurde, als eine der grössten «thought-stopping ideas of all time» bezeichnet. Dieses Postulat habe von den Fragen der Qualität abgelenkt und der rein materiellen Seite des Problems zu grosse Aufmerksamkeit zuge wiesen. Die verschiedenen denkbaren qualitativen Formen der Entwicklungshilfe müssten in wesentlich besserer Weise am ökonomischen *Nutzeffekt* orientiert werden.

Entwicklungshilfeprobleme haben nicht nur einen praktisch-politischen Aspekt, sondern werfen insbesondere auch eine Reihe von *theoretischen Fragen* auf, so vor allem natürlich im Zusammenhang mit Wachstumsproblemen, Zahlungsbilanzproblemen oder reinen Investitionsrechnungen. Freunde der theoretischen Analyse seien auf die beiden neuesten Ausgaben des «*The Economic Journal*» (Nr. 317, März 1970) und auf «*The Quarterly Journal of Economics*» (Nr. 1, Februar 1970) hingewiesen, in denen diese Fragenkomplexe von verschiedenen namhaften Autoren aufgegriffen werden. Ausserdem publiziert die angesehene Zeitschrift «*Revue d'Economie Politique*» (Nr. 1, Januar/Februar 1970) eine wertvolle «*Chronique des Ouvrages Récents sur le Développement*», die manigfache aufschlussreiche Informationen

über die neue Literatur zu diesem weitläufigen Thema liefert.

Marktwirtschaft als Problem

Die Marktwirtschaft als ordnungspolitisches Modell steht immer wieder im Zwielicht einer kontroversen Beurteilung. Dass kritische Massstäbe von einem Mann wie *Jean-Jacques Servan-Schreiber* an die Marktwirtschaft angelegt werden, wird wohl niemanden erstaunen. Im «*Dialogue*» (Vol. 3, Nr. 1, 1970), einer von der U.S.-Information Agency in Washington herausgegebenen Vierteljahresschrift, die, ohne notwendigerweise die Auffassung der amerikanischen Regierung widerzuspiegeln, in leicht verdaulicher Weise die verschiedensten Themen aufgreift, trägt der bekannte französische Publizist in komprimierter Form seine bekannten Thesen zur «amerikanischen Herausforderung» («*The American Challenge*») vor. Servan-Schreiber hebt in einem mit «*The Role of the Market*» überschriebenen Abschnitt hervor, dass ein gewisser Skeptizismus gegenüber den menschlichen Möglichkeiten und Fähigkeiten sowohl auf der politischen Rechten wie auf der politischen Linken zu finden sei. Auf der Rechten führe sie zu einer «Heiligsprechung» der marktwirtschaftlichen Gesetze. In einer Zeit, da sich die osteuropäischen Länder wieder vermehrt den marktwirtschaftlichen Ordnungsprinzipien zuwandten, könne in Abwandlung eines Churchill-Worts kaum in Abrede gestellt werden, dass die Marktwirtschaft wahrscheinlich die schlechteste aller Wirtschaftsordnungen sei, «except for all others». Servan-Schreiber verteidigt denn auch ausdrücklich die Wettbewerbswirtschaft, weil der Wettbewerb als zentrales Steuerungselement der wirtschaftlichen Abläufe unersetzlich sei.

Trotzdem kann nach Servan-Schreiber nicht übersehen werden, dass auch die im Markte gefällten Entscheidungen keineswegs freie Entscheidungen seien; «they represent an external restraint, a limitation imposed upon everyone by no one in

particular». Der Plan, so habe der bekannte polnische Nationalökonom *Oskar Lange* einmal gesagt, ist aus dem Bedürfnis herausgewachsen, in den wirtschaftlichen Entscheiden über die Grenzen der rein privatwirtschaftlichen Rentabilität hinauszugelangen; er verkörpere insofern den Versuch, die individuelle Entscheidungsfreiheit im Blick auf die Verwirklichung von kollektiven Zielen einzuschränken – von kollektiven Zielen, die *ohne* diese Einschränkung nicht realisiert werden könnten. Der Plan stelle deshalb eine höhere Form der Entscheidungsbildung dar, weil sie eben über die rein marktwirtschaftlichen Möglichkeiten und Grenzen hinausgehe. Und es ist für Servan-Schreiber «überraschend», dass sich die Konservativen mehr mit den Fesseln, die die reine Marktwirtschaft der Wirtschaft auferlegt, beschäftigen als mit der Freiheit, die erst die individuelle Initiative ermöglicht. Selbst heute seien die Konservativen durchaus bereit, die Regierungen zu bestürmen, sie vom Zwang eines kollektiven Planes zu befreien, gleichzeitig aber auch dieselben Regierungen zu beschwören, die Handels schranken an den Grenzen im Blick auf eine Verringerung des internationalen Wettbewerbs zu senken; diese Beobachtung von Servan-Schreiber ist nun allerdings kaum in Abrede zu stellen.

Auf der anderen Seite habe, so glaubt Servan-Schreiber, das *Misstrauen* in die menschlichen Fähigkeiten die politische Linke in einen eigentlichen Planungskult, in einen Zustand der absoluten Planungsgläubigkeit getrieben. Manche «Progressiven» träumten von einer omnipotenten Bürokratie, einem Hort, der den «*Ordre moral*» der Gesellschaft verwaltet und auch im Konsumsektor zum Ausdruck bringt. Die Kritik an der Konsumgüterwirtschaft, die Servan-Schreiber mit beisendem Spott übergiesst, müsste schliesslich in einem Konzept der «aufgeklärten Diktatur» enden.

Servan-Schreiber versucht nun einen Mittelweg einzuschlagen; er glaubt, dass die Wahl eines «*good management*», das auf optimales wirtschaftliches Wachstum

ausgerichtet ist, nicht so sehr eine technische Frage sei. Sie hänge vielmehr von der Beantwortung der Frage ab, ob *Vertrauen* in die Reife und Intelligenz der Mehrheit der westlichen Bevölkerung bestehe. Europa habe diese Frage bisher verneint. Wenn es sich zu einer positiven Beantwortung durchringen könne, so könnten daraus für die europäischen Völker grösste Konsequenzen entstehen. Diese Vertrauenskundgebung könnte in der Sicht Servan-Schreibers zum alleinigen Motor von drei politischen Aktionslinien werden: vermehrte Investitionen in die menschliche Intelligenz, Freilegung der individuellen Initiative *und* Bestimmung der Zielsetzungen für die «kollektive Zukunft» auf dem Boden eines generellen Konsensus. Servan-Schreiber lehnt es ab, zwischen kollektiven Zielen und individuellen Initiativen einen Antagonismus zu sehen; er ist vielmehr auf der Suche nach einer Synthese.

Gewiss, der moderne Liberalismus, der der Marktwirtschaft zugrunde liegt, ist nicht mehr von jener unbedingt individualistischen Grundidee getragen, wie das noch zur Zeit des «*Laissez-faire*» der Fall war. Aber er hat sich andererseits auch nicht so weit geöffnet, dass mit liberalen und kollektivistischen Elementen unbesehen geplanscht werden könnte, dass man es im konkreten Falle nur dem geheiligten politischen Pragmatismus überlassen könnte, das Mischungsverhältnis zwischen marktwirtschaftlich liberaler und kollektivistischer Ordnung zu bestimmen. Die Marktwirtschaft orientiert sich an einer Ordnungsvorstellung, die nicht beliebig dehnbar ist. Diesem Sachverhalt trägt Servan-Schreiber, der im Strahlenglanz des französischen Beispiels aufgewachsen ist, offensichtlich zu wenig Rechnung.

Servan-Schreiber übersieht im Höhenflug seiner globalen Gedanken die Notwendigkeit der *ordnungspolitischen Klein-chirurgie* – ein Aspekt, dem eine andere Studie nachzugehen versucht; unter dem Titel «Standortsbestimmung der Marktwirtschaft» («*Zeitfragen der schweizerischen Wirtschaft und Politik*», Nr. 96, No-

vember 1969, herausgegeben vom «*Redressement National*») zeigen Prof. *Ludwig Erhard*, *Gérard F. Bauer*, *Arthur Seldon* und Nationalrat Dr. *Robert Eibel* die marktwirtschaftlichen Grundlagen und auch die Gefahren, die ihnen von seiten der kollektivistischen Einflüsse drohen. Besonders *Ludwig Erhard* weist in seinem übrigens auch in den «*Schweizer Monatsheften*» (Bd. 49, Juni 1969) abgedruckten Aufsatz mit spitzer Feder und mit einem leicht polemisch-kämpferischen Ton darauf hin, dass die Sozialisten die Liebe zur Marktwirtschaft erst dann entdeckten, als ihnen bewusst geworden war, dass die Zentralverwaltungswirtschaft keine Attraktivität mehr hat. «Sie bedienten sich dabei des Tricks, das innerste Wesen der Marktwirtschaft als einer ordnungspolitischen aber auch sittlich fundierten Gesellschaftsordnung auf einen rein *mechanischen Wirtschaftsablauf* zu reduzieren. Aus Not ... bekannten sie sich schliesslich mit Weh und Ach zur Anerkennung der Funktion des Marktes, ja mit Einschränkungen auch zu einer besseren Würdigung des Ordnungselementes des Wettbewerbs und der freien Preisbildung.» Jenseits dieser Spielregeln habe doch das *kollektivistische Denken* überhand genommen. Es ist sicherlich nicht von der Hand zu weisen, dass durch die Verwischung der politischen Trennschärfen zwischen den Parteien auch die wirtschaftlichen Ordnungsvorstellungen streckenweise ins Schwimmen gekommen sind. Servan-Schreiber ist ein Beispiel dafür. In der vom «*Redressement National*» herausgegebenen Studie ist zu dieser Problematik manch bedenkenswertes Wort geschrieben worden.

Osteuropa

Der Handel zwischen Ost und West ist keine spektakuläre Angelegenheit mehr. Nachdem es sich erwiesen hat, dass er nicht – wie im Osten – als politisch-taktisches Mittel eingesetzt werden kann, dass er sich nicht aus den nationalen Handelskonzepten herauslösen lässt, ist dieses

Thema mehr oder weniger tabu geworden. Trotzdem bietet der Ost-West-Handel natürlich zahlreiche höchst interessante *Teilaspekte*, da die Form der wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Ost und West trotz ihrer scheinbaren Starrheit einer ständigen Modifikation, einer unablässigen Suche nach neuen Formen ausgesetzt ist. Die neueste Entwicklung geht auf sogenannte *Partnerschaftsverträge* zwischen westlichen und östlichen Unternehmungen, wobei sich in diesem Felde zufolge der unterschiedlichen Gesellschafts- und Rechtsordnungen in Osteuropa und Westeuropa mannigfache Fragen stellen, die erst allmählich beantwortet werden können.

Die *Bundesstelle für Aussenhandel* hat nun im Rahmen ihrer Veröffentlichungen (Bd. 73, Köln 1970) eine Untersuchung publiziert, die am Beispiel der deutsch-jugoslawischen Beziehungen den *Investitionsverträgen* gewidmet ist. Die Studie dürfte für alle Unternehmungen von Interesse sein, die einen Weg durch dieses noch weithin unbeackerte Feld suchen. Sie kann aber auch generelles Interesse für sich beanspruchen, weil sie in sehr anschaulicher Weise aufzeigt, wie sich die wirtschaftlichen Beziehungen auch unter sehr schwierigen Voraussetzungen den Umständen anzupassen versuchen.

Im vorangegangenen Abschnitt wurde das Faktum aufgezeigt, dass die Marktwirtschaft konstant der Gefahr ausgesetzt ist, mit kollektivistischen Elementen angereichert und pervertiert zu werden. Umgekehrt liegen die Verhältnisse im Osten, wo die orthodoxe Planwirtschaft im Zuge der Reformbewegungen aufgelockert wird; die Suche nach einer «sozialistischen Marktwirtschaft» führt vom rigiden Modell der Zentralverwaltungswirtschaft weg. Dieser Prozess geht selbstverständlich nur langsam und unter erheblichen politischen Zuckungen vor sich. Momentan ist er am deutlichsten in *Ungarn* zu verspüren; und in der neuesten Ausgabe von «*The New Hungarian Quarterly*» (Nr. 37, Frühjahr 1970) sind einige Aufsätze enthalten, die diesen Trend deutlich in Erscheinung treten lassen. *Josef Bognar* («*Initiative and Equi-*

librium») versucht in zum Teil leicht gewundenen Formulierungen die auch für die sozialistische Planwirtschaft als notwendig erkannte Erhöhung der einzelbetrieblichen, individuellen Initiative zu begründen, wobei natürlich noch immer der Gedanke dominiert, dass es sich dabei um eine Einzelinitiative handeln müsse, die in das Gerippe einer kollektiv veranlagten Wirtschaftsordnung «einzubetten» sei. Das Abrücken vom alten Prinzip ist aber sehr klar zu erkennen. Und ähnliche Töne stimmt *Jenö Fock*, Ministerpräsident der Ungarischen Volksrepublik, in seinem Aufsatz «*The Next 25 Years*» an, wogegen *Egon Kemenes* («*The Hungarian Economy 1945–1969*») aus östlicher Sicht den beschwerlichen Weg nachzeichnet, den die ungarische Wirtschaft vom rigiden stalinistischen Ordnungsmodell zur aufgeklärten revidierten Form zurückzulegen hatte. Und *Ivan Boldizsa*, der fähige Chefredaktor des «*New Hungarian Quarterly*», übernimmt den Gedanken der Auflockerung auch für den kulturellen Bereich («*A New Relation between Culture and Democracy*»). Die neueste Ausgabe von «*The New Hungarian Quarterly*» legt also ein sehr anschauliches Dokumentationsmaterial über das Stimmungsbild hinter dem Eisernen Vorhang vor, wobei derjenige Leser, der in diesen Aufsätzen auch zwischen den Zeilen zu lesen versteht, noch einiges mehr «herausbekommen» kann.

Am Bremshebel dieser Entwicklung sitzt die *Sowjetunion*; sie hat alle Mühe, ihre Satelliten von wirtschaftlicher und kultureller Häresie abzuhalten. Und Moskau warnt denn auch seine «Schäflein» immer wieder vor den «*Verführungen des Westens*», vor den Folgen einer ideologischen Diversion. Diesem Aspekt geht *David Goldenrycht* in einem Aufsatz nach, der den Titel «*Der verführerische Westen*» trägt und in «*Osteuropa*» (Nr. 3, 1970) abgedruckt ist. Es ist ein Kampf um die Erhaltung der ideologischen Einheit und Reinheit, wobei dieses Ziel nur um den Preis von erheblichen wirtschaftlichen Reibungsverlusten erreicht werden kann. Dieser Preis scheint aber den Sowjets im Blick

auf die politischen Folgen, die mit einer Aufweichung der Fronten verbunden sein könnten, offenbar nicht zu hoch. Deshalb gehen sie auch mit «gutem Beispiel» voran und folgen in ihrem eigenen Lande einem streng antirevisionistischen Kurs.

Die Wege, die die Sowjetunion auf diesem konservativen Terrain beschreitet, sind gewunden und bisweilen auch geheimnisvoll. Die Sowjetunion hat in den vergangenen Jahren immer wieder versucht, neue Techniken und Technologien in den Dienst der Zentralverwaltungswirtschaft zu stellen, um sie damit zu «perfektionieren» und der «Ketzerei» der Demokratisierung, der Auflockerung, der Dezentralisierung entgegenzutreten. Eine dieser neuen Techniken ist die *Kybernetik* (Peter Christian Lutz, «Kybernetik, Marxismus,

Modernisierung», in: «Osteuropäische Rundschau», Nr.3, 1970). Nachdem die Kybernetik lange Zeit als Ausfluss bürgerlicher Dekadenz apostrophiert und die Pioniere der Kybernetik, *Norbert Wiener* und *Ross Ashby*, als «bürgerliche Metaphysiker» und «Pseudowissenschaftler» verhöhnt wurden, steht sie nun in sehr hohem Ansehen. «Der Marxismus sieht in den grandiosen Errungenschaften der Kybernetik einen Beweis für die Stärke des menschlichen Geistes, für die unbegrenzten Fähigkeiten des Menschen und die Erkenntnisse der Welt.» Das sind die Folgen, wenn die «höchste Einsicht» in die wissenschaftlichen Kompetenzen an eine politische Partei delegiert wird.

Oeconomicus

Ein Literaturbericht

Von einer Entzauberung zu reden, wäre übertrieben; aber die Textausgaben und Forschungsbeiträge, die in den letzten Jahren zur deutschen Romantik und insbesondere zu Clemens Brentano erschienen sind, lassen immer deutlicher erkennen, dass gründlich zu überprüfen ist, was über die Epoche und über den Dichter an eingebürgerten Vorstellungen besteht. Das hängt natürlich damit zusammen, dass sich die Romantik als vielschichtiges, vielfach widersprüchliches Phänomen ohnehin nicht auf eine eingängige Formel bringen lässt, und Clemens Brentano seinerseits hat sich den Zeitgenossen ebenso wie seinen Biographen immer wieder entzogen. Er ist ein schwieriger, ein geheimer Dichter, ein Dichter für die Kenner mehr als für das Volk, und dies seinen volkstümlichen Unternehmungen zum Trotz. Es sind freilich – durch die erster Herausgeber seiner Schriften und die ersten Biographen – Versuche gemacht worden, ihn zu harmonisieren. So entstand das Bild des frommen Dichters, der die Dämonie seiner Jugend im starken christlichen Glauben überwunden hat. Die Fakten widersetzen sich indessen der Absicht, diese Einheit der Anschauung einigermassen plausibel zu machen, und ohne Retouchen, auch an den Werken des Dichters selbst, ging es dabei nicht ab. Was heute wieder deutlicher hervortritt, ist das unverstellte, das nicht harmonisierte Bild des Dichters. *Friedhelm Kemp*, der Herausgeber der vierbändigen Werkausgabe des Hanser-Verlages, schreibt in seinem Nachwort, Brentano sei «moderner» als Novalis und Eichendorff: ««Modern» war an Brentano das gebrochene Verhältnis zwischen seiner dichterischen Unmittelbarkeit und der gesellschaftlichen Wirklichkeit, als Kirche, Sitte, Erwerbsleben, «modern» auch, wie er in diesem Konflikt bald diese, bald jene Lösung versuchte – die des genialischen Übermuts,

der waffenstreckenden Unterwerfung, des wahrhaft frommen Wahrnehmens, Gelassenhasses und Liebens – und wie er der Gespaltene blieb, der er von Anfang an gewesen war¹.»

Dass die Forschung hier noch viel zu leisten hat, ist zu einem guten Teil auf äussere Gründe zurückzuführen. Die «Gesammelten Schriften» von 1852–1855, die Christian und Emilie Brentano herausgegeben, sind willkürlich und unzuverlässig, was den Text der Gedichte, auch was die Auswahl betrifft. Sehr gross ist der ungedruckte Nachlass, und in einzelnen Fällen grotesk die Abweichung des gedruckten Wortlauts von den handschriftlich erhaltenen Originalen.

Zwar gibt es von vielen Gedichten keine «endgültige» Fassung, nur verschiedene Lesarten in den Papieren des Dichters selbst. Er hat sich in dieser Hinsicht erstaunlich sorglos verhalten, gleichgültig geradezu. Für die späteren Herausgeber ist dadurch eine knifflige Ausgangslage entstanden. Aber wozu sich Christian und Emilie Brentano in dieser Situation entschlossen, ist nur aus der Zeit heraus und aus Familienrücksichten zu erklären: sie ergänzten durch Zusätze, was unvollendet, fragmentarisch war, weil die Zeit des Biedermeiers auf säuberliche Vollendung drängte; und sie merzten aus und liessen weg, was den Ruf des Dichters, das Bild des frommen Katholiken im entferntesten gefährden konnte, wobei sie sich übrigens auf ausdrückliche Wünsche Clemens Brentanos berufen konnten. Bis auf den heutigen Tag ist die Textüberlieferung durch diese Manipulationen beeinträchtigt. Die von *Carl Schüddekopf* um die Jahrhundertwende begonnene historisch-kritische Ausgabe ist Fragment geblieben, eine wissenschaftlich zuverlässige Auswahl, die *Max Preitz* 1914 vorlegte, beschränkte sich auf drei Bände. Seither erschienen Briefe und

Einzelstudien, es gelang endlich auch, den umfangreichen Nachlass im Freien Deutschen Hochstift zu vereinigen, und von dieser Stelle aus wird jetzt die grosse kritische Gesamtausgabe der Schriften und Briefe in Angriff genommen.

Das Herausgeberteam, das unter der Leitung von *Detlef Lüders* steht, wird sich immerhin auch auf wertvolle Vorarbeiten und Teileditionen stützen können, die heute schon gedruckt vorliegen. Von einigen dieser Vorstufen und Materialien zur grossen Gesamtausgabe soll hier die Rede sein.

Ausgaben

Zunächst ein Taschenbuch: *Clemens Brentanos Gedichte* in der Reihe der rororo-Klassiker². Was dem Leser hier in die Hand gegeben wird, ist nichts geringeres als eine Auswahl zum Teil erstmals gedruckter Gedichte, zum Teil erstmals unverfälscht wiedergegebener Originale, die bisher nur in mangelhafter Texttreue überliefert waren. So enthält das Bändchen etwa in zwei Fassungen den vollständigen Zyklus «Nachklänge Beethovenscher Musik». *Wolfgang Frühwald*, der als Herausgeber zeichnet, weist sich in den Nachweisen im Anhang über eine gründliche Kenntnis der Textgeschichte aus. Das Bändchen, im September 1968 erschienen, darf als die erste konsequent nach den Handschriften und Erstdrucken gestaltete Auswahl angesprochen werden.

Das gleiche Erscheinungsjahr trägt der Gedichtband der erwähnten Hanser-Ausgabe, der – obgleich fortan als erster der vier Bände gezählt – als letzter erschien¹. Sein Anhang umfasst inklusive Bibliographie und Personenregister weit über 300 klein bedruckte Seiten und zeugt schon dadurch von der Akribie der Herausgeber. Zu *Friedhelm Kemp* stiessen in diesem einen Fall der Gedichte *Wolfgang Frühwald* und *Bernhard Gajek*. Die Herausgeber haben, wie es in einer einleitenden Notiz heisst, ihre Arbeitsanteile gegenseitig überprüft, korrigiert und ergänzt. Wenn also etwa Gajek für die Textgestalt der Ge-

dichte verantwortlich zeichnet, so stammen die Anmerkungen dazu von Frühwald, und wenn die Textgestalt der «Romanzen vom Rosenkranz» durch Frühwald erarbeitet ist, so hat Kemp die Anmerkungen dazu übernommen.

Die Funde, die man da nun machen kann, reichen vom Nachweis der Wohlstandigkeitskosmetik der ersten Herausgeber Brentanos bis zu der Wiederherstellung der ursprünglichen Textgestalt in Fällen, in denen die Interpretation bisher auf fehlerhaftem Wortlaut beruhte. Erst jetzt tritt Brentanos Lyrik, intim und privat und keineswegs auf biedermeierliche Schicklichkeit bedacht wie ihre ersten Herausgeber von 1852, dem Leser vor Augen. In seinem luziden Nachwort kommt Friedhelm Kemp daher auch auf die Frage zu sprechen, ob die Nachwelt ein Recht darauf habe, «die Scham des Menschen Brentano immer wieder und immer gründlicher zu verletzen, indem wir uns auf den Poeten gegen den frommen Skrupulanten berufen». Bei einem Dichter, bei dem wie gerade bei diesem die Gedichte sowohl wie die Briefe Dokumente eines unmittelbaren Ausdruckswillens sind und der eben darum nach seiner Lebenswende flehentlich darum gebeten hat, man möge alles, «was im mindesten ein reines Herz verletzen könnte, doch ja vernichten», stellt sich die Gewissensfrage an den Herausgeber erst recht. Man wird jedoch Friedhelm Kemp beipflichten, der feststellt, bei einem grossen, bedeutenden Individuum sei es ein Gebot der Pflicht, Stilisierungen und Verfälschungen aufzudecken und zum ursprünglichen Wortlaut seiner dichterischen Äusserungen auf jeden Fall vorzudringen. Dass sie bei Brentano spontan, unreflektiert, von Herz, Gemüt und Phantasie unmittelbar diktiert sind, kann nicht zum Vorwand genommen werden, einen wie immer beschaffenen Filter davor zu schieben oder diesen Filter, von früheren Sachwaltern vorgeschoben, davor zu belassen.

Der Aufbau der vierbändigen Dünndruckausgabe, die insgesamt über 4500 Seiten umfasst, bringt nach den Gedichten

und den Romanen, die im ersten Band untergebracht sind, im zweiten Band den Roman «Godwi», die Erzählungen, Nach-erzähltes, die «Scherhaften Abhandlungen», nämlich die wunderbare Geschichte vom Uhrmacher Bogs, Geschichte und Ursprung des ersten Bärenhäters und den Traktat über die Philister, ferner Beiträge aus Zeitungen und Zeitschriften. Der dritte Band ist den Märchen reserviert, deren Spätfassungen gesondert von den Fassungen der Erstdrucke wiedergegeben sind. Der vierte Band endlich, an die tausend Seiten stark, wenn man den Anmerkungsteil dazu zählt, enthält die Schauspiele: «Gustav Wasa», «Ponce de Leon», «Die lustigen Musikanten», «Alois und Imelde» und «Die Gründung Prags».

Zusammenfassend darf man sagen, dass die vier Bände der Hanser-Ausgabe bis zum Abschluss der kritischen Gesamtausgabe des Freien Deutschen Hochstifts auf Jahre hinaus auch zum wissenschaftlichen Gebrauch gute Dienste leisten werden.

Poetologische Selbstzeugnisse

1961 hat Hans Magnus Enzensberger in einer Arbeit über «Brentanos Poetik» die These aufgestellt, die Lyrik Brentanos werde durch eine «Technik der Entstellung aus ihren autobiographischen und konventionellen Bezügen befreit», womit er den Dichter in die Nähe moderner, zum Beispiel surrealistischer Texte zu bringen versuchte. Seine interessante Arbeit beruht weitgehend auf der Interpretation von vier Gedichten. Wie sich Brentano selber sah, wie er sein Werk deutete und welchen Dichtungslehren er anhing, kann der Brentano-Forscher neuerdings nahezu mühelos dem Brentano-Band der neuen Reihe *Dichter über ihre Dichtungen* entnehmen³. Werner Vordtriede, in Zusammenarbeit mit Gabriele Bartenschlager, hat darin alle einschlägigen Selbstzeugnisse aus Briefen und Dichtungen übersichtlich zusammengestellt. Die Reihe, die mit Bänden über Benn, Grillparzer, Kafka, Keller, Kleist und Schiller eröffnet wurde und die fortge-

setzt werden soll, folgt einem straffen herausgeberischen Prinzip: sie erspart die Suche nach Selbstkommentar und Selbstinterpretationen, indem sie die Pläne und Fragmente, vor allem aber die Äusserungen in Briefen und anderen Dokumenten über einzelne Werke oder über die Dichtung allgemein in chronologischer Anordnung vorlegt. Schwerpunkte des Brentano-Bandes sind bezeichnenderweise die Äusserungen des Dichters zum Wunderhorn und zu den Emmerick-Schriften, also nicht zu eigenen Werken, sondern zu Texten, denen er als Herausgeber diente. Werner Vordtriede deutet diesen Umstand sehr schön und sehr zutreffend, wenn er schreibt, flüssig, wie ein weibliches Element, ströme Brentano in andere Lebensläufe ein, von sich selber wegstreßend. «Mitteilungsselig versucht er, in viele andere Existenzkreise besitzergreifend einzudringen... Unter all diesen Mitteilungen über sein Werk gibt es so gut wie keine ästhetischen Erwägungen, kaum einen Gedanken über das Handwerk des Dichtens. Nicht mit Stoff und Form, Bild und Gattung hat er zu kämpfen, nur mit sich selbst. So werden denn seine Werkäusserungen (von den rein faktischen abgesehen) immer zu Lebensäusserungen. Mehr als bei fast allen andern Dichtern sind diese Lebens-Werk-Berichte selber schon wieder Dichtung, da er sich in immer andern Bildern und Existenzsymbolen auszusprechen genötigt ist.»

So ist denn Enzensbergers Theorie gegenüber zu erwägen, ob das, was er die «Technik der Entstellung» nennt, nicht eher etwas sei, das dem Dichter widerfährt: sein Selbst verwirklicht sich nur in einem andern, an das er sich im Augenblick verliert. «Der Empfindsame», so schreibt er in einem Brief, «bringt auch nie etwas hervor, weil er sich keines Dinges bemächtigen kann, sondern nur von allem überwältigt wird.» Die Stelle ist zitiert bei Marianne Thalmann in der Studie «Romantiker als Poetologen»⁴. Von den Brüdern Schlegel, von Wackenroder, Tieck, Novalis, E.T.A. Hoffmann, Brentano, Kleist, Philipp Otto Runge und Caspar David Friedrich hat die Verfasserin poetologische

Texte gesammelt. Auf dieser Dokumentation baut ihre Studie auf, die der Frage nach der «ästhetischen Religion» der Romantiker nachgeht. Auch da wird deutlich, dass Clemens Brentano höchstens als «Füllstimme» in diesem Gespräch mitzählen ist: seine Dichtung zu objektivieren, war ihm nicht gegeben. Aber es wird zugleich auch deutlich, wie stark gerade er – und die Romantiker insgesamt – von optischen Eindrücken, von Farben, vom farbigen Abglanz bestimmt sind.

Zweimal Bettine

Die genialische Schwester Bettine ist neuerdings Gegenstand zweier Bücher, die den Wandel im historischen Verständnis der Romantik besonders deutlich machen. Im Nachlass von *Werner Milch*, der 1950 verstorben ist, fand sich das Manuskript einer Biographie, ein Fragment zwar nur, das in den Jahren 1936/37 entworfen worden war und Bettines Jugendjahre bis zu ihrer Heirat mit Achim von Arnim behandelte⁵. Achtzehn Jahre nach dem Tod ihres Verfassers und dreissig Jahre nach ihrer Niederschrift erscheint jetzt diese Lebensbeschreibung. Das Buch ist – konzipiert als umfassende und geschlossene Darstellung einer ebenso bezaubernden wie bedeutenden Frau – zugleich ein Dokument aus düsterer Zeit. Verfolgung und Emigration verhinderten seine Vollendung. In den Tagebüchern Jochen Kleppers kann man nachlesen, unter welchen Bedingungen, Bedrückungen und Ängsten ein Mann wie Milch zu der Zeit zu leben hatte, als er an dieser Biographie zu schreiben begonnen hatte. Die Veröffentlichung des Manuskriptes durch *Peter Küpper*, einen Schüler des verstorbenen Verfassers, ist ein Akt der Wiedergutmachung. Mit ungläubigem Kopfschütteln nur vernehmen wir aus der Einleitung, dass in jenen Tagen eine «Reichsstelle für Sippenforschung» tatsächlich darüber nachgeforscht hat, ob «ein jüdischer Bluteinschlag bei Clemens Brentano und Bettina von Arnim» etwa vorhanden sein könnte, und dass Bettine

sozusagen eines posthumen Ariernachweises bedurfte, um als Forschungsgegenstand überhaupt in Frage zu kommen... Werner Milchs Vorhaben stand unter einem unguten Stern. Aber es ist auch zu bedenken, dass in jenen Jahren die Quellen noch nicht so reichlich flossen wie heute: die Briefe der Eheleute Arnim zum Beispiel waren nicht frei zugänglich, und Bettines handschriftlicher Nachlass war 1929 nach einer Auktion in Berlin in alle Winde zerstreut. Werner Milch jedoch hatte Zugang zu den Familienarchiven in Wiepersdorf, zu der Sammlung der Brentano-Enkelin Irene Forbes-Mosse in Chexbres und zu andern Privatsammlungen. Dennoch haben Krieg und Emigration sein Vorhaben schwer beeinträchtigt. In Chexbres freilich entdeckte er ein Konvolut von 544 Briefen, die Bettine und Achim von Arnim während ihrer Ehe gewechselt hatten: Bettine lebte mit den Kindern zumeist in der Stadt, während Arnim Wiepersdorf bewirtschaftete. Es kann sein, dass diese Entdeckung den Plan einer Gesamtbioographie Bettines, der zweifellos schon vorher bestanden hat, so nachhaltig modifiziert hat, dass vorerst Fragment bleiben musste, was davon schon ausgeführt war. Denn zunächst mussten diese Briefe veröffentlicht und ausgewertet werden.

Peter Küpper stand und steht vor einer schwierigen Aufgabe. Das dreissig Jahre alte Manuskript kann nicht auf den heutigen Stand der Forschung gebracht werden, ohne dass es vollkommen verändert würde. So hat er sich denn entschlossen, das biographische Fragment Milchs (die Lebensjahre Bettines bis zu ihrer Verehelichung mit Achim von Arnim) als ersten Band (mit Einleitung und Anmerkungen) herauszugeben, sodann aber zwei weitere Bände, die er selber verfassen wird, den einen über Bettines Ehejahre, den andern über ihr Wirken nach dem Tod ihres Gatten, folgen zu lassen.

Erst in diesen Bänden wird Bettine als die politisch und sozial engagierte Frau ins Blickfeld treten: erst in ihnen werden die Ehebriefe und die Dokumente der späten Zeit verarbeitet sein. Es gibt indessen schon

jetzt eine Darstellung, die diese Quellen miteinbezieht: *Ingeborg Drewitz* ist ihre Verfasserin, und der Untertitel des Buches deutet an, wo seine Schwerpunkte liegen: *Romantik, Revolution, Utopie*⁶. Das genialische Mädchen, das «Kind», das selbst noch in den Jahren, in denen andere bereits in Verantwortung und Pflichten standen, im Schwärmen, Bewundern und Träumen aufging, erweist sich in dieser Darstellung zum Teil als Aufschöpfung und Stilisierung. Bettines Bild, durch den «Briefwechsel mit einem Kinde» und «Clemens Brentanos Frühlingskranz» durch hundert Jahre wesentlich bestimmt, erfährt entscheidende Korrekturen. Als die Freifrau von Arnim 1859, mit 73 Jahren, starb, hatte sie nicht allein die Erfahrungen einer schwierigen, durch Entfremdung und wirtschaftliche Bedrängnis gefährdeten Ehe hinter sich. Sie hatte auch, aus streng katholischer Familie stammend und durch Heirat mit preussischem Adel verbunden, einen erstaunlichen Weg bis hin zu liberalen Überzeugungen, zu opfervollem Einsatz für die Schwachen und Armen zurückgelegt. Sie hat die Revolution von 1848 begrüßt, sie hat sie «vorgedacht», und nichts hinderte das bizarre «Kind» von einst, sich als Freifrau daneben zu benennen. In ihren letzten Jahren übrigens schrieb sie sich Bettina Arnim. Den jungen Marx hat sie kennen gelernt. Ingeborg Drewitz lässt sich angelegen sein, die emanzipierte, liberale Bettine kräftig herauszustreichen, vielleicht zu sehr auf Kosten der «romantischen», der konservativen und katholischen Züge. Auch ist ihr Buch nicht immer leicht zu lesen: die Hineinarbeitung von Quellen – selbstverständlich sehr zu

begrüssen – macht den Text oft schwerfällig und zähflüssig. Vielleicht hätte sich die Verfasserin entscheiden sollen, eine rein wissenschaftliche Darstellung zu schreiben; dass sie das fast krampfhaft nicht zu wollen scheint, wirkt sich nicht zum Vorteil aus. Aber diese neue Bettina-Biographie ist dennoch ein Markstein in der Revision des Romantik-Bildes, ein Stück Aufräumarbeit, wie sie nur von Nutzen sein kann.

Nicht Entzauberung, wohl aber die Wiederherstellung der Fakten ist in allen Publikationen zu beobachten, die hier besprochen wurden. Kein Zweifel, die Frankfurter Ausgabe der Schriften und Briefe Clemens Brentanos wird diesen Prozess noch weiter vorantreiben.

Anton Krättli

¹ Clemens Brentano, Werke. Band I: Gedichte, Romanzen vom Rosenkranz, hg. von Wolfgang Frühwald, Bernhard Gajek und Friedhelm Kemp. – Bände II, III und IV: Godwi, Erzählungen und Abhandlungen, Märchen, Schauspiele, hg. von Friedhelm Kemp, Carl-Hanser-Verlag, München 1963 bis 1968. – ² Clemens Brentano, Gedichte. Nach den Handschriften und Erstdrucken ausgewählt und mit Anhang und Bibliographie neu herausgegeben von Wolfgang Frühwald. In der Reihe der rororo-Klassiker, Rowohlt-Taschenbuch-Verlag, Reinbek bei Hamburg 1968. – ³ Dichter über ihre Dichtungen: Clemens Brentano, hg. von Werner Vordtriede in Zusammenarbeit mit Gabriele Bartenschlager, Heimeran-Verlag, München 1970. – ⁴ Marianne Thalmann, Romantiker als Poetologen, Lothar-Stiehm-Verlag, Heidelberg 1970. – ⁵ Werner Milch, Die junge Bettine, im Manuskript überarbeitet, eingeleitet und herausgegeben von Peter Küpper, Lothar-Stiehm-Verlag, Heidelberg 1968. – ⁶ Ingeborg Derwitz, Bettine von Arnim, Romantik-Revolution-Utopie, Eugen-Diederichs-Verlag, Düsseldorf, Köln 1969.

ANDRÉ GIDES SELBSTZEUGNIS

Die Deutsche Verlags-Anstalt (Stuttgart), die schon *Sämtliche Erzählungen* André Gides sowie *Die Falschmünzer* und *Aus den Tagebüchern 1889–1939* in billigen Einzel-

ausgaben ediert hatte, legt nun die autobiographischen Schriften dieses Dichters unter dem Titel *Selbstzeugnis* vor. Den breitesten Platz in diesem Buch nimmt *Si le grain ne*

meurt (1926), die Jugenderinnerungen bis zur Heirat Gides mit seiner Cousine, ein. Es folgen *Et nunc manet in te* (1938), das nach dem Tode seiner Frau geschrieben wurde und das *Intime Tagebuch*, welches sich auf seine Frau bezieht und in der Pléiade-Ausgabe des Journals zum grössten Teil nicht enthalten war. Den Band schliesst *Ainsi soit-il*, das letzte Werk, das der Achtzigjährige schrieb. Und so umspannen diese autobiographischen Schriften trotz ihrer Diskontinuität ein ganzes Leben von der Kindheit bis zur Schwelle des Todes.

Die Übersetzung wurde von Ferdinand Hardekopf und von Maria Schaefer-Rümelin besorgt. Sie ist manchmal etwas frei und erreicht nicht die Gidesche Eleganz, so wird zum Beispiel «harcelant» mit «entnervend» übersetzt statt einfach mit «störend» oder «beunruhigend». Der Süssmost wird zum «Cider», die Bergspitze zum «Pic», den Tieren bringt man eine «Paste» statt einen Brei. Man spricht von «exquisiten Winken», nicht ganz einfach von besonderen Winken.

Gides autobiographische Schriften gehören zu jener Bekenntnisliteratur, die mit Rousseau ihren Anfang genommen hat; sie zeichnet nicht so sehr den Menschen in seiner Beziehung zur geschichtlichen Umwelt – wie etwa Malraux in seinen *Antimemoires* –, sondern den Menschen, der die Regungen seiner Seele verfolgt. Diese introvertierte Selbstschau ist typisch für den französischen und westschweizerischen Protestantismus – das Beispiel Amiels belegt das deutlich –, in dem das Streben nach Rechtfertigung und die tägliche Selbsterforschung bewusst gepflegt werden. Gides *Selbstzeugnis* steht durchaus in dieser Tradition. Ähnlich wie Rousseau sucht der Autor von *Si le grain ne meurt* durch sein Bekenntnis Verständnis, Verzeihung zu erlangen. Diese schohnungslose, ehrliche Offenheit packt den Leser von der ersten Seite weg. Wir verstehen einen Gabriel Marcel, wenn er kürzlich in einer Radiosendung das Selbstzeugnis Gides zum Wertvollsten seines ganzen Schaffens zählte. Diese autobiographischen Schriften behalten zweifelsohne

ihren eigenständigen Wert; daneben sind sie aber auch literaturgeschichtlich relevant; sie tragen bei zur Erhellung wesentlicher Fragen der Schriftstellerexistenz Gides: die einzelnen Werke erscheinen in ihren biographischen Hintergrund eingebettet; wir verstehen aus dem Lebensweg Gides sein Suchen nach einer neuen Ethik; die Altersschriften beleuchten das Verhältnis des Dichters zur Religion.

Der junge Gide fühlt früh in sich eine Berufung zum Dichter. Die keimende Anlage wird von seinem Freund Pierre Louis gefördert und findet ihren ersten Ausdruck im Jugendwerk *Cahiers d'André Walter*, das in der Art eines symbolischen Idealismus die Verehrung des Jungen für seine Mutter und seine Cousine darstellt. Überzeugt, dass es weit mehr auf die Qualität der Beifallspendenden ankomme, sucht Gide nach dem Misserfolg dieses Buches in den literarischen Salons von Paris den Ruhm, den ihm das grosse Publikum versagt. Bezeichnenderweise findet er sich bei Dichtern ein, deren esoterische Werke für eine kleine Elite bestimmt sind, bei José Maria Hérédia und bei Mallarmé. Seine künftigen Romane, die sich vom anfänglichen vagen Mystizismus abkehren und menschlich empfundene Situationen in einer glasklaren eleganten Form überzeugend darstellen, finden noch nicht die Gunst der Zeitgenossen. Erst die Generation der zwanziger Jahre wird Gide als ihren Meister verehren, weil er in seinem eigenen Leben die Probleme, die die Jungen bewegten, existentiell erfahren und dann gestaltet hatte. Und so hat Gides Suchen nach einer neuen Moral – das durch persönliche Umstände bedingt war – eine universelle Bedeutung angenommen. Gides eigene Entwicklung, die sich schon in den Romanen spiegelte, ist nirgends so gut ersichtlich wie in seinen autobiographischen Schriften.

Wir erfahren, wie Gide, seit seinem elften Lebensjahr ohne Vater, in einem reinen Frauenhaushalt aufwächst, wie ihm seine puritanische Mutter Zärtlichkeit vorenthält mit dem Hinweis auf Moral und Pflichterfüllung. Da die Mutter von ihm völlige

Unterwerfung verlangt, kann er sich nicht als Mann behaupten; er ist frustriert und sucht einen Ausgleich in der Liebe zu seiner Cousine. Diese lässt ihn fünf Jahre auf die Heirat warten in Rücksicht auf ihre Pflicht den jüngern Geschwistern gegenüber. Die Frau und die konventionelle Moral werden in den Augen des Dichters zum Synonym; beiden wird er sich versagen. Seine Afrika-reise wird zur Befreiungsfahrt, zu jener Befreiung, die in den *Nourritures terrestres* ihren beredten Ausdruck fand, die Befreiung von einer unehrlichen sozialen Moral, die sein Wesen zu ersticken drohte. «Im Namen welchen Gottes, welchen Ideals», schreibt er, «verbietet ihr mir nach meiner Natur zu leben?» In einer ersten Bewegung sucht er sich von der Konvention zu lösen, dann wendet er sich selber in einem gewissen Narzissmus zu, schliesslich ruft er den Menschen auf zu einer Moral, die er sich selbst schaffen muss. Der Aufruf zur Tugend soll die Bindung an den Gott der Jugendjahre ersetzen. Dabei hat sich Gide nicht mit dem Atheismus als System abgefunden. Seine Briefwechsel mit Jammes, Mauriac und Claudel zeugen von seinem Ringen. Er bleibt religiösen Werten gegenüber offen in einem pantheistischen

Naturerlebnis und in einer ethischen Forderung ohne die Begründung aus dem Glauben.

Das Leben, das André Gide bekennt, die Fragen, die er aufwirft, sprengen den Rahmen einer üblichen Autobiographie. In einer Zeit, da die überkommenen Wertsysteme zerbröckelten, wo die letzten Sicherheiten zu wanken begannen, war er der Befreier von einem falschen Konformismus, einer unehrlichen Moral; zugleich suchte er nach einer neuen Ethik, die im Menschen selbst beruht, und so ist sein Weg beispielhaft; durch das Dichterwort wurde das existenziell-persönliche Leben und Ringen zur allgemein gültigen Aussage.

Die Generation, die mit den *Nourritures terrestres* aufwuchs – Sartre, Malraux, Bernanos –, wird ebenfalls alle falschen Konformismen entlarven; sie wird der Freiheit, die Gide ihr entdeckte, einen tieferen Inhalt geben durch den Aufruf zur Verantwortung und zum Engagement.

Joseph Jurt

¹ André Gide, *Selbstzeugnis*, Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1969.

FRIEDRICH VON SPEES GÜLDENES TUGENDBUCH

Es ist hier ein Buch anzuseigen, dessen Erscheinen von grosser Bedeutung für das Wissen um einen der hervorragendsten katholischen Barockdichter Deutschlands ist: «Güldenes Tugend-Buch, das ist, Werck und Übung der dreyen Göttlichen Tugenden, des Glaubens, der Hoffnung, und der Liebe...» Sein Autor: Friedrich Spee, Mitglied der Societas Jesu, Vorkämpfer für eine deutschsprachige katholische Dichtung, Vorkämpfer auch für ein aufgeklärtes, humanistisches Christentum insfern, als er einer der erbittertsten und konsequentesten Gegner der Hexenverfolgungen durch die katholische Kirche war.

Geboren 1591 zu Kaiserswerth bei

Düsseldorf, kam er schon als Schüler und Mitglied der von den Jesuiten geleiteten Kölner Engels-Kongregation mit der Bildung und strengen Zucht dieses Ordens in Berührung. 1610 trat er in die Gesellschaft Jesu ein. Trier an der Mosel sollte die erste Station seines Ordensweges sein und auch wieder, nach einer wahrhaft ruhelosen Zeit von 22 Jahren, die ihn in die wichtigsten Zentren der Societas zwischen Paderborn im Norden und Würzburg und Fulda im Süden hin- und hertrieb, die letzte: 1633 kehrte er nach Trier zurück, wo er im Sommer 1635 in der aufopfernden Pflege von Soldaten, die an einem pestartigen Fieber erkrankt waren, selber angesteckt

starb. Nach den Studienjahren in Trier, Fulda und Würzburg lehrte er in Speyer, Worms und Mainz die Fächer Rhetorik und Poetik, in Paderborn Philosophie. In der Mission der Gegenreformation war er in Peine bei Hildesheim tätig, so erfolgreich allerdings, dass man ein Attentat auf ihn verübte, an dessen Folgen er lebenslänglich litt. Weitere Stationen sind wieder Paderborn, Köln, wo er zur Schule gegangen war und sich auch vor der Zeit in Peine aufgehalten hatte, und zuletzt Trier. Es handelt sich bei diesem Pater zweifellos um eine der bedeutendsten Persönlichkeiten des katholischen Barocks in Deutschland. Bewundernswert war sein Versuch, Ordenstreue mit Aufrichtigkeit und Nächstenliebe zu verbinden, Glaube und Abergläubigkeit zu trennen. Das Resultat, die «*Cautio criminalis*», ist eine äußerst objektive und gerade darum empörende Analyse des Hexenwahns, das Dokument eines üblen Gerichts-Unwesens und der Kleinmütigkeit gewisser Vertreter der katholischen Kirche wie des Jesuitenordens. Diese Schrift, die 1631 erstmals anonym in Rinteln und 1632 erneut, wieder anonym, in Frankfurt erschien, hätte Spee fast den Ausschluss aus dem Orden, wenn nicht den Tod als Ketzer gekostet.

Nicht minder aussergewöhnlich war Spees Einsatz für eine deutschsprachige katholische Dichtung. Die besten seiner eigenen Gedichte hat er in der «*Trutznachtigall*» gesammelt herausgegeben, doch sind auch schon zu seinen Lebzeiten zahlreiche Lieder von ihm in katholische Kirchengesangbücher aufgenommen worden. Ja es ist sogar höchst wahrscheinlich, dass er an der 1623 bei Peter Brachel in Köln erschienenen erweiterten Neuauflage des Jesuitengesangbuchs massgeblich beteiligt war, sei es als Dichter neuer Strophen, sei es als Überarbeiter alter schon bekannter Lieder. Dieses Datum ist insfern nicht unwichtig, als die Forschung sich lange Zeit mit der Frage beschäftigte, ob ein Einfluss auf Spee von Martin Opitz, dem Neuerer der deutschen Lyrik des Barocks, ausgegangen sei. In den Liedern des Kölner Gesangbuchs fallen zum ersten

Mal – wie in allen später veröffentlichten Liedern von Spee – Versakzent und Wortakzent zusammen; ebendies forderte auch Opitz in seinem «*Buch von der teutschen Poeterey*», welches aber erst 1624 erschien. Die beiden deutschen Hauptwerke Spees, das *Tugendbuch* und die *Trutznachtigall*, sind posthum 1649, 14 Jahre nach Spees Tod, in Köln im Druck erschienen. Eine historisch-kritische Gesamtausgabe der Schriften von Friedrich Spee erscheint im Kösel-Verlag unter der Leitung von Emmy Rosenfeld. Das «*Güldene Tugendbuch*» liegt als Band Nr. 2 dieser auf drei Bände geplanten Ausgabe vor, herausgegeben, aufs sorgfältigste kommentiert und mit einem für die Spee-Forschung äußerst bedeutsamen Nachwort versehen von *Theo G. M. van Oorschot*.

Diese Ausgabe ist um so bedeutender, als sie zum erstenmal das *Tugendbuch* in seiner wirklichen Gestalt, das heißt ohne Glättungen, Hinzufügungen und Striche von *Zensoren*, die für den Druck verantwortlich waren, bringt. Dem Text der Neuausgabe liegt nämlich die in Düsseldorf gefundene Abschrift eines verloren gegangenen Manuskripts zugrunde (*Dü*). Eine andere Abschrift befindet sich in Paris (*Pa*), geht aber auf eine gleichfalls nicht erhaltene Fassung zurück, die vor *Dü* anzusetzen ist. Die genaue Datierung der beiden Fassungen ist nicht mit Sicherheit möglich, doch sprechen die Indizien, die van Oorschot geltend macht, dafür, dass *Pa* sich «mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit in die Zeit von November 1627 bis November 1628 ansetzen» lässt, die zweite, überarbeitete und erweiterte Fassung (*Dü*) hingegen mit Sicherheit nicht vor der *Cautio criminalis*, wahrscheinlich aber erst in der Trierer Zeit (ab Herbst 1633), in der Spee übrigens auch die sorgfältige Reinschrift der *Trutznachtigall* vorgenommen hat, niedergeschrieben wurde.

Der Aufbau des *Tugendbuches* ist dreiteilig. Jeder der drei göttlichen Tugenden – Glaube, Hoffnung, Liebe – ist ein Übungskomplex gewidmet. Es handelt sich kurz gesagt um Anleitungen und Übungen zur Erlangung und Vervollkommnung dieser

Tugenden. Ein knappes Vorwort orientiert über den Zweck des Werks: Es sei für «andächtige, fromme, doch verständige Seelen, nicht aber für sehr gelehrte und hohe gemüter» geschrieben und sei «eigentlich zum *Brauchen*» bestimmt «und nicht nur zum *Lesen* gemacht». Es ist also ein durchaus auf die praktische Seelsorge gerichtetes Werk, das – obschon nicht aus einem Guss entstanden, denn einzelne Kapitel lagen schon 1621 vor – auf Veranlassung einer «geistlichen Tochter», welche um wöchentliche Übungen gebeten hatte, zusammengewachsen ist. – Dies jedenfalls geht aus der Einleitung Spees zum Tugendbuch hervor. Van Oorschot folgert, dass Spee erst später die separat aufgezeichneten Übungen zu einem Ganzen (*Pa*) gebündelt und dies wieder überarbeitet hat (*Dü*).

Das Tugendbuch ist seiner Anlage und Bestimmung nach zunächst einmal von theologischer Bedeutung. Van Oorschot behandelt ausführlich die Frage nach der Theologie des Güldenen Tugendbuches, wobei natürlich besonders auch die der Zensur zum Opfer gefallenen Stellen interessieren. Überdies ist das Tugendbuch aber auch von Wichtigkeit für die Beurteilung der Speeschen *Dichtung* und für das Studium der Quellen und Anregungen, die der Autor sich nutzbar gemacht hat. Den Quellen geht van Oorschot ausführlich nach und kommt zu dem Schluss: «Nicht *was* Spee im GTB brachte, war neu, sondern *wie* er es brachte.» Auch auf die viel diskutierte Frage, ob Spee auf die mittelalterliche Mystik zurückgreife, geht der Herausgeber ein und stellt fest, dass Spee nicht direkt auf mystische Texte des Mittelalters zurückgreife, sondern «die mystischen Anklänge in GTB und TN» liessen sich leicht «erklären als Entlehnungen aus dem geistlichen Schrifttum des Frühbarock». Höchst aufschlussreich für die Art, wie Spee Quellen und Vorlagen verarbeitete und wie er auch eigene Arbeiten um- und ausarbeitete, sind die *Lieder* im Tugendbuch. Spee hat eine Reihe von Liedern – es sind zweifellos die besten – aus diesem Werk in die Trutznachtigall aufgenom-

men, andere hingegen nicht, weil sie offenbar den hohen Ansprüchen, die er an seine eigene Sammlung stellte, nicht gewachsen waren. Besonders interessant aber sind Fälle, in denen man die Genese eines Gedichts der TN von der Prosaquelle bis zur endgültigen Versform, und zwar anhand der beiden Fassungen *Pa* und *Dü* des Tugendbuchs verfolgen kann. Dies ist zumal der Fall beim Lied TN 43 «Ein trawriges gespräch, so Christus an dem Creutz führet». Dieses Gedicht geht zurück auf eine Prosageschichte des Dominikaners Georg Muntzius. Der Inhalt der Endversion wie der Vorlage ist der, dass der Gekreuzigte die Nägel anklagt, sie haben ihn ans Kreuz geheftet, die Nägel aber die Schuld weiterschieben an den Hammer, der wiederum an den Zimmermann und so weiter bis zu Maria und schliesslich Gott Vater, der aber erklärt, den Sohn allein treffe die Schuld, er habe seinen Tod gewollt. In *Pa* nun ist diese Geschichte teilweise, in *Dü*, dem Druck und der TN ganz in Versform gefasst. In ähnlicher Weise findet sich im zweiten Teil des GTB eine Vorform zum 4. Gedicht der TN «Die Gesponß Jesu spielt im Waldt mit einer Echo oder widerschall», interessanterweise aber neben der Endform. Diese Vorform geht auf eine lateinische Quelle, die «*Pia desideria*» des belgischen Jesuiten Hermann Hugo zurück, welche 1624 erschienen und erstmals 1628 ins Deutsche übertragen wurde, allerdings nur in Prosa. Aber auch hier macht der Vergleich mit der Vorlage deutlich, dass Spee nicht einfach kopierte, sondern das Material, das ihm vorlag, mit grösster Souveränität umarbeitete, ja ihm ein völlig eigenes Gepräge gab. Es sind dies nur Beispiele dafür, dass, wer immer sich über das Procedere dieses Lyrikers informieren will, in Zukunft ohne Rückgriffe auf diese Ausgabe des Güldenen Tugendbuches nicht wird auskommen können.

Ulrike Jauslin

¹ Friedrich von Spee, *Güldenes Tugendbuch*, hg. von Theo G. M. van Oorschot, Kösler-Verlag, München 1968.

Soziologie und Politik

René König, Herausgeber des *Handbuchs der Empirischen Sozialforschung* (Ferdinand-Enke-Verlag, Stuttgart), sagt im Vorwort zum kürzlich erschienenen 2. (und letzten) Band sehr zutreffend: «Das Werkzeug der Wissenschaft ist zweifellos nicht identisch mit der Wissenschaft selbst, die sich einzig in der realen Lösung realer Probleme und nicht in sterilen Diskussionen darüber darstellt, wie man es anfangen müsste, um diesen Problemen beizukommen.» Nachdem der 1. Band dieses wichtigen Werks Methodenproblemen gewidmet war, bietet nun dieser 2. Band einen sehr eindrücklichen Beweis für die Richtigkeit dieses Satzes. Darin werden in 20 Beiträgen die heutigen Forschungsgebiete der modernen Sozialforschung mit ihren Ergebnissen vorgestellt. Nach zwei wichtigen Kapiteln aus der allgemeinen Soziologie (über vertikale und horizontale Mobilität) folgen Übersichten über Hauptgebiete der speziellen Soziologie, so zum Beispiel über Jugend-, Familien-, Berufs-, Organisations-, Freizeit-, Konsum-, Wahl-, Sprach- und Religionssoziologie. Was da an empirisch erhärteten Theoriestückchen zusammengetragen ist, was an überkommenen Ansätzen aufgearbeitet und neu interpretiert wird, muss Aufsehen erregen: Die empirische Sozialforschung ist auf dem besten Weg, zu umfassenden Theoriegebäuden vorzustossen und immer mehr Aspekte des menschlichen Zusammenlebens zu erklären. Die vielen Vorwürfe gegen die «Positivisten» und «Fliegenbeinzähler» der empirischen Soziologie, wie sie gerade in Deutschland immer wieder zu hören waren, haben spätestens mit dem Abschluss dieses Handbuchs jede Berechtigung verloren.

*

Mit seiner Untersuchung über «Zweckbegriff und Systemrationalität» (J. C. B. Mohr/Paul Siebeck, Tübingen) hat Niklas

Luhmann ein zentrales Problem aller sozialen Organisationen angeschnitten, handle es sich nun um den Staat, um irgendwelche Gruppierungen oder um Verwaltungsorganisationen. Luhmann gelingt es, in gründlicher Analyse Wesen, Funktionen und Schwächen eines «Zweckes» (zum Beispiel des Staatszwecks) klarzulegen und die verschiedenen Beziehungen zwischen den Zwecken und dem Handeln zu ermitteln. Das Buch bildet eine hervorragende Grundlegung der Organisationslehre, wobei es ausserdem noch den Vorzug hat, alle bisherigen Ansätze von der Staatslehre über die Management-Theorie bis zur Kybernetik zu integrieren.

*

Ekkehart Krippendorf hat es unternommen, unter dem Titel «*Political Science – Amerikanische Beiträge zur Politikwissenschaft*» (J. C. B. Mohr/Paul Siebeck, Tübingen) repräsentative Ausschnitte aus dem amerikanischen Schaffen auf dem Gebiet der wissenschaftlichen Erforschung der Politik in deutscher Sprache zugänglich zu machen. Da es in den USA über 700 Lehrstühle für Politische Wissenschaft und über 8000 in dieser Disziplin tätige akademische Lehrer und Forscher gibt, war dies kein leichtes Unterfangen. Dennoch vermag dieser Band seiner Absicht gerecht zu werden, indem hier das Wort dem knappen Dutzend führender Politologen – darunter etwa Dahl, Eulau, Lasswell, Deutsch und Schelling – überlassen wurde. Wertvoll ist auch die Einleitung des Herausgebers, die einen guten Überblick über Geschichte, Struktur und Entwicklungstendenzen dieser Disziplin vermittelt.

*

Es lässt sich heute in allen Ländern eine gewisse Verlagerung der politischen Entscheidungsprozesse von den verfassungsmässigen Organen auf Interessengruppen

feststellen. Über diesen Vorgang liegt – besonders auch in der Schweiz – bereits eine umfangreiche Literatur vor. Bisher mangelte es aber an einer international vergleichenden und allgemein typologisierenden Darstellung dieser Probleme. *Klaus von Beymes* «Interessengruppen in der Demokratie» (Piper-Verlag, München) vermag diese Lücke zu schliessen. Diese Studie behandelt nicht bloss die Rolle der Verbände in westlichen Demokratien, sondern untersucht auch die Wirksamkeit von Interessengruppen in kommunistischen Systemen. Bei aller Kritik an Missbräuchen des Verbandswesens vermag von Beyme in den Interessengruppen doch eine für das Funktionieren eines freiheitlichen, pluralistischen Systems sinnvolle Institution zu erblicken.

Literatur und Kritik

Die deutschen Ausgaben der Werke von *Alexander Solschenizyn* haben den grossen russischen Epiker mit einem Schlag seinem überragenden Rang entsprechend berühmt gemacht: er ist ein Weltautor, und die Behinderungen, denen er in seinem Land ausgesetzt ist, haben seine Autorität noch gehoben. Als einmalige Sonderausgabe ist in der Reihe der «Bücher der Neunzehn» im Hermann-Luchterhand-Verlag, Neuwied und Berlin, nun auch der Band «Im Interesse der Sache» erschienen. Er enthält neben der grossen Erzählung «Ein Tag des Ivan Denissowitsch» zahlreiche kleinere Prosa-Arbeiten des Dichters. Auch in der kleinsten Skizze bestätigt sich, was wir von den gewaltigen Romanen Solschenizyns erkennen: seine Souveränität, seine Ruhe, die nicht nur die Ruhe des Epikers, sondern die Ruhe des grossen Charakters ist.

*

In der Reihe der Soziologischen Essays (Luchterhand) erscheint, was *Georg Lukács* 1964 und 1969 über *Solschenizyn* geschrieben hat: eine kürzere Studie über den «Tag des Ivan Denissowitsch» und eine grössere

über Solschenizyns Romane. Die Jahrzahlen sind von Bedeutung. Denn sie bezeichnen auch die Zeitspanne, in der Solschenizyns epische Leistung in der Sowjetunion zum Problem und zum Ärgernis wurde. Lukács ist ein Interpret und Fürsprecher, der den Rang seines Autors wohl erkennt und auch mit guten Argumenten beweist. Aber er sieht sich – und das ist leider auch zu konstatieren – in seinem zweiten Essay genötigt, die «ideologisch-ästhetischen Schranken» dieser Leistung zu erörtern.

*

Der Werkkreis 70, eine Gruppe, die sich die literarische Gestaltung der Arbeitswelt zum Ziel setzt, veröffentlicht unter dem Titel *Ein Baukran stürzt um siebzehn* Berichte aus der Arbeitswelt, die aus einem freien Wettbewerb hervorgegangen sind. Schriftsteller, aber auch schreibende Dilettanten berichten in diesen Prosastücken aus ihrem Berufsleben als Kranführer, Arbeiter, Angestellte, Stenotypistinnen. Das Bändchen macht deutlich, dass hier ein Themenbereich auf den kompetenten Autor wartet. Manches ist als Ansatz interessant, manches von der Art, dass man Zweifel an der Unmittelbarkeit der Anschauung hat. Die Gefahr des Klischees ist nicht immer vermieden (R.-Piper-Verlag, München 1970).

*

Man kann nicht nur den Körper, man kann auch die geistigen Fähigkeiten trainieren. Einen amüsanten «Turnführer» zum «Intelligenz-Training» bieten in der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart, *Werner Kirst* und *Ulrich Diekmeyer* an. Eine Fülle von Aufgaben, meist als Denkspiele, die den Einfallsreichtum, die Beobachtung, die Konzentrationskraft und die formale Logik mobilisieren, fügen sich zu einem System aus Grundtraining, Intensivtraining, dynamischem Training und Konditionstraining für jeden, der sich intelligenzmässig fit halten will.